

WALTER
PLATHE

HABE DIE
EHRE ...

Zille

EULENSPIEGEL VERLAG

Mit Dank an Hein-Jörg Preetz-Zille für seine
freundliche Unterstützung

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich
geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung
weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt
oder veröffentlicht werden.

Eulenspiegel Verlag– eine Marke der
Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage

ISBN 978-3-359-01176-7

1. Auflage 2020

© Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin
Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Verlag, Karoline Grunske
unter Verwendung eines Fotos von Alexander Stingl

www.eulenspiegel.com

INHALT

Vorbemerkung
6

Zille blickt zurück
9

I. Kleener Sachse, Berliner Göre
13

II. In der Tretmühle
31

III. Maler, Modelle, Milljöh
57

IV. Hier ist kein Panoptikum
99

Biografie
121

Literatur
125

Meine Kindheit, das war die Ackerstraße in Berlin. Armeleutegegend, Proletarierviertel, Zille-Gegend.

»Ich bin gestiegen«, sagte Zille mit feiner und bitterer Ironie, als er in die bessere Gegend von Charlottenburg zog. Dass solche Art »Aufstieg« ihn nicht von den Menschen entfernte, denen er sich zugehörig fühlte – man sieht es in seinen Bildern.

Auch ich bin »gestiegen«: großgeworden im ersten Hinterhof Ackerstraße 149, Klo außen, Parterre, in Stube und Küche. Dank meiner fleißigen Mutter, die irgendwann die Portiersstelle übernahm, zogen wir in die Portierswohnung im Vorderhaus 1. Stock. Dort hatte ich ein Zimmerchen für mich und ein Klo nur für uns. Als ich drei oder vier war, pflanzte ein Nachbar im Hof eine Kastanie: »Immer schön jießen!« Wir Kinder versprachen es. Manchmal spaziere ich heute zu »meiner« Kastanie. Sie ist gewachsen, wie wir auch, und reicht inzwischen bis zum 3. Stock. Mein Anstieg hielt an. Ich landete in der Linienstraße, und von dort aus auf der Theaterbühne. Kurzum, aus der Berliner Göre wurde ein Schauspieler. Nachdem ich für viele Jahre weggezogen war, lebe ich jetzt wieder in dieser Gegend. Die Häuser sind saniert, die Wohnungen von »Besserverdienenden« bewohnt, auf den begrünten Höfen muss kein Kind mehr »von die Blume weggehen«. Touristen durchstreifen die Straßen, denn hier, so sagen es die Reiseführer, schlägt das Herz Berlins. Ob die Gäste der stylischen Cafés wissen, was sich einst in den Bouillonkellern und Kellerkneipen abspielte? Zille hat es festgehalten. Auch das Volksvergnügen in

Tanzsälen und im Freibad, den Alltag auf Straßen und Märkten, Kabarett und Tingeltangel. Also Berlin, wie es einst war? – Das ist es nicht, was mich an seinen Bildern berührt. Ich sehe ihn als einen Künstler, dessen Seele voller Menschenliebe war.

Meine liebe Tante Herta sorgte sich schon früh darum, mir genügend Bildung zukommen zu lassen. Laufend bekam ich Bücher, Bücher, Bücher. Ich mag zehn Jahre alt gewesen sein, als sie mir »Das Dicke Zillebuch« schenkte. Ich schlug es auf und dachte, mich trifft der Schlag. Da war so vieles, was ich kannte. Ich sah die Teppichstange, darunter spielten verdreckte Kinder, und irgendeine Olle rief aus dem 4. Stock herunter: »Iphigenie, olle Sau, komm oben.« Auch sah ich mich mit meinem Nachttöpfchen ernsthaft beschäftigt durch die Küche rutschen. All dieses muss ich unbewusst aufgesogen haben, unter anderem auch, wie solidarisch die Menschen miteinander umgingen. Viele Jahre später, ich war schon längst in meinem Beruf erfolgreich, fiel mir schmerzlich auf, wie wenig die Stadt Berlin für ihren Ehrenbürger Heinrich Zille tat. Das veranlasste mich, mit Kollegen wie Grothum, Juhnke, Völz, Pfitzmann und dem Urenkel des Malers das Zillemuseum zu gründen. Bis heute kämpfen wir um unser Dasein. Aber wat soll's, eene Aufgabe braucht ja der Mensch!

In diesem Buch lasse ich den Maler zu Wort kommen. Es ist mir eine Ehre, Ihnen den großen Künstler, den Pinselheinrich, den Meister Zille vorzustellen.

Walter Plathe



Der Kassensarzt hat
 mir Höhenluft verordnet --
 -- -- Zille.

Berühmtheit ist eine schöne Sache ... Manchmal nutzt sie einem. Man braucht nicht mehr überall so lange zu warten wie sonst. Die Verleger freuen sich mächtig, wenn man kommt, man kriegt auch manchmal 'n bisschen mehr Geld für seine Arbeit und kann auch öfter mal 'n armen Deibel 'ne Freude machen oder da, wo's nötig ist, ein bisschen nachhelfen. Aber – die Berühmtheit hat auch ihre Schattenseiten. Verflucht unangenehme Schattenseiten – für den, der berühmt ist. Die ganze Welt denkt, ich habe nun so viel Geld gescheffelt, dass ich gar nicht mehr weiß, wohin damit. Die Geschäftsleute sagen: »Professor Zille ist doch jetzt 'n reicher Mann! Der hat doch mindestens Hunderttausende verdient. Der hat doch 'ne Villa im Grunewald und duht doch bloß so, als wenn er hier wohnen muss. Der kann doch zahlen! Der duht bloß so, als ob er nischt hat!«

Na, ick zeig Ihnen mal meine Villa, vier Treppen hoch – in dem alten Hause aus den achtziger Jahren in der Sophie-Charlotten-Straße. Höhenluft – über den Dächern mit den vielen Schornsteinen. Wohnzimmer, Schlafzimmer und Atelier, allet eens. Hier mein großer Arbeits- und Esstisch mit der elektrischen Lampe. Da mein Bett – mein Ruhe- und mein Sorgenlager. Da mein Arbeitsschrank mit der Klappe, an der ich zeichne und tusche. Die Staffelei und der Kleiderschrank – und der kleine Schrank mit den Andenken und den Fotos von lieben Freunden. Und denn da hinten meine kleinen Freunde, meine Vögelchen! Da liegen meine Bücher – und

meine Mappen und sonst mancherlei. – Und dann ist noch 'ne Küche da – und ein Zimmer für meinen Sohn und meine Schwiegertochter. Det is nu meine Grunewaldvilla!

Unzählige Bettelbriefe krieg ich, seit se von mir so ville in den Zeitungen schreiben. Und dann die fürchterlichen Menschen, die selber kommen! Einer, der ganz patent aussah, drang ganz dreist bis in mein Zimmer vor. Er sei abgebrannt. Sei Bankbeamter. »Die Künstler haben doch in der Inflation so schöne Geschäfte gemacht!«, meinte er und redete lange auf mich ein. Er hätte nicht mal mehr eine feste Wohnung. Und das sei doch das Fürchterlichste ... Plötzlich fragte er mich: »Kann ick nich da in der Ecke schlafen? Hinter dem Spinde? Ich schlafe im Stehen!« Ich hab ihm spöttisch geantwortet: »Bauen Sie sich da auf!« Aber dann machte ich ihm doch klar, dass mir das nicht passte, wenn hinter mir beim Schlafen ein fremder Mensch im Zimmer sei. Na – mit Mühe und Not habe ich den Bruder rausspediert!

Und einer kam und erklärte mir, wenn ich ihm nicht sofort gründlich helfen würde, dann würde er sich vor meiner Tür aufhängen. »Wollen Sie einen Strick von mir dazu haben?«, fragte ich ihn. Der sah bald ein, dass er an den Richtigen gekommen war – und zog stumm ab. Nee, nee – man hat so schon für genug Arme zu sorgen ... Man möchte ja so gern an recht viel arme Biester denken ... Das Kuvert hier mit paar Fünfern drin, das is für die Lise aus Moabit. Als sie noch nich in die Schule ging, habe ich sie mit

ihrer Mutter gezeichnet. Vater war nich da. Jetzt hat sie selber schon ein paar Bälger. Aber 'n Vater hat sie ooch nich dazu. Gott ja, wie det so is! Die Marie aus der Fennstraße hat ja auch schon mehrere. Die hat nu einen Vater für ihre Gören. Aber den muss sie noch mit pflegen wie 'n kleines Kind: Er is verschütt' worden im Kriege ...

Bin kein Maler, nur Zeichner; Witzblattzeichner, der Ernst im Scherz bringen muss. Familienblätter wollen frisiert bleiben. Mein bisschen Schaffen, den vierten Stand und die Unteren festzuhalten, lag nahe, da ich es erlebte.

Meine erste eigene Wohnung war im Osten Berlins im Keller; nun sitze ich im Berliner Westen, vier Treppen hoch, bin also auch »gestiegen«. Einige Radierungen sind ins Kupferstichkabinett gelangt und eine Anzahl Zeichnungen und Skizzen in die Nationalgalerie. Und sojar Mitglied der Akademie bin ick geworden.

Ich habe mit meinen Sprüchen und Bildern vielleicht was getan – vielleicht –, aber wenn ich helfen kann, tue ich es am liebsten in den hungernden Mund.



*Die Stralauer Kirche, Radierung von 1887
von H.-J. Zille-Preetz, dem Urenkel des Malers, für dieses Buch
zur Verfügung gestellt*

I. KLEENER SACHSE, BERLINER GÖRE

Als ich noch kleen war, da klapppte was nich bei meinem Vater – und Mutter un wir Kinder mussten zu Großmuttern Heinitz nach Potschappel. Großvater war Bergmann, der erzählte von unten aus'm Schacht ... Brachten sie ihren Hungerlohn nach Hause, dann jingen se in 'ne Garküche und aßen 'n Kietzel – 'ne Katze, oder wenn's ganz hoch hergehen sollte, ein Stück von einem Hund. Mehr Fleisch jabs denn die Woche nich ... Dafür fuhr der Kohlenbaron oben Viere lang durch die schmalen Straßen, det den Leuten der Dreck in die Fenster spritzte und se sich janz ängstlich an die Hauswand drücken mussten. Und wenn der Bergmann mit fünfundvierzig jestorben war, denn hätte der Baron am liebsten den Kohlenstaub aus der Lunge gefordert, denn der jehörte ihm!

Der alte Heinitz hatte einen Unfall gehabt und sich aufs Uhrenausbessern gelegt. Manchmal brachten die Leute auf Handwagen ganz große Wanduhren an. Ich schleppte die Uhr, wenn sie nicht zu schwer war, in'n Garten, machte das Gehäuse auf und fegte mit'n Gänseflügel erst mal 'n ganzen Schwung Schaben und Wanzen raus. Ja, beim Großvater mussten wir alle ran. Sehr oft hab ich die Räder putzen müssen. Die Leute brachten auch Taschenuhren, alte, dicke Spindeluhren. Wenn wir die nachsahen, lagen darin vertrocknete Flöhe. Wenn die Werke sauber gemacht waren, dann gingen sie wieder.

Wenn Großvater draußen im Hof arbeitete, sang er dabei allerlei Lieder. Die waren manchmal ganz saftig. Und die Frauensleute kicherten. Ich stand

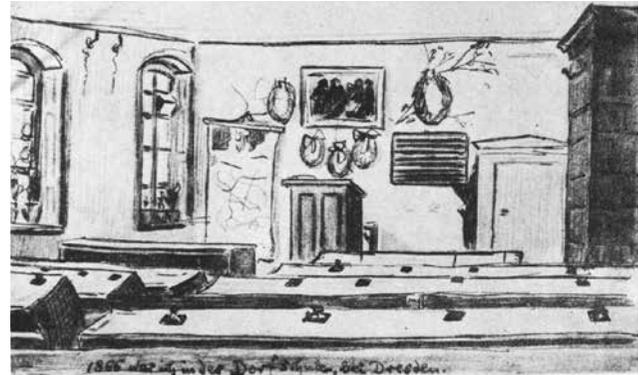
auch dabei und hörte zu, aber ich verstand nichts. Sonntags setzte er sich an sein Instrument, ein altes Harmonium, und spielte Kirchenlieder. »So, nun ist Kirche«, sagte er.

Ja, der Vater von der Mutter, der alte Heinitz, war 'n spaßiger Mann.

Als wir bei Jroßmuttern uff't kleene Nest hausten, da waren wir froh, wenn wir Kinder 'ne harte Semmel kriegten. Die gab's damals fürs halbe Geld. So alt war die Semmel, dass wir sie nicht beißen konnten. Dann gingen wir an'n Brunnen und hielten sie unters Wasser – und weichten sie erst auf, um sie überhaupt essen zu können. In Potschappel hatte ich auch Gelegenheit, das ganze Soldatenwesen kennenzulernen. Achtzehnsundsechzig kam mit'n Mal der Preuße an. Un da marschierten zuerst unsere sächsische Vaterlandsverteidiger ein. Da wurden immer Berge von belegten Broten hingestellt. Die braven Soldaten fraßen den Belag herab und sagten murrend und drohend: »Is des was for uns Vaterlandsverteid'ger?« Die alten Semmeln, eine Festgabe für uns Kinder, schmissen sie uns an den Kopf.

Die Preußen, die kamen denn bald, un die aßen, wat se kriegten. Die sahen, dass wir selbst nichts hatten, und schenkten uns Jungs hier und da 'ne Scheibe Kommissbrot.

Ja – da kriegte ick wat zu sehen un zu hören. Die Uniform macht doch die Menschen gar zu leicht überheblich und unvernünftig!



Dorfschule

Aber schließlich – det kostete ja doch allerlei, wenn wir alle mitaßen, und war Jroßmuttern uff die Dauer zu ville ... Wir zogen nach Dresden. Und da lernte ich schon mithelfen.

Damals mussten doch die Joldfischjläser auf der Kommode zwischen den Fenstern oder auf'n Disch in der guten Stube stehn. Da hielt jede ordentliche Familie drauf. Und in den Gläsern musste auch was drin sin – nicht bloß Fische. Wer was uff sich hielt, hatte auch noch Korallen drin – so'n roten Zweig. Echt waren die selbstverständlich nicht. Und da machte ich die aus Draht und dann noch was rumgewickelt und mit so'n bestimmten Lack überzogen – und der Korallenzweig aus der Südsee war fertig.



Der Vater

Vater war Schlosser und Uhrmacher und ein vielseitig begabter Mann. Das Uhrmachergeschäft brachte aber nicht genügend ein, er eröffnete eine Pfandleihe und übernahm sich. Früher wurden Leute ihrer Schulden wegen vom Gläubiger festgesetzt. Hatten mehrere 'ne Schuld aufgenommen, dann konnte einer den andern ablösen. Das nannte man

»Wechselhaft«. Na, und in solche Sache war mein Vater ganz ahnungslos reingeschliddert. Immer mal wieder saß er in der Frongasse in Dresden, und ick durfte ihn besuchen, so oft ich wollte. In seiner Stube saßen Heiratsschwinder, Hochstapler und ganz noble Abenteurer und erzählten ihre Geschichten. Da war immer Leben in der Bude. Als aber das Gesetz über die Schuldhafte fiel, wurden die Gläubiger erst recht unangenehm. Mein Vater ging ihnen aus dem Wege und fuhr nach Dänemark. Wir andern zogen im November 1867 nach Berlin. In der Kleinen Andreasstraße 17 hatten wir unsere erste Wohnung. An den Wänden gerissene Tapeten und Blutflecke von zerquetschten Wanzen. In einer Ecke ein Haufen Stroh, das sollte unser Bett sein. Viel Wirtschaft besaß die Mutter nicht. Ein Ofen, ein Schemel, eine Tasse ohne Henkel und als Tisch, nachdem Vater zu uns gekommen war, sein großer hölzerner, mit Bandeisen beschlagener Koffer. Das war alles, was wir besaßen, um »ein neues Leben« anzufangen.

Es war die bittere Zeit nach dem sechsundsechziger Krieg. Wir machten in Heimarbeit Herren- und Damen-Uhrketten, sogenannte Jettketten, aber aus Pappe; da war ich der Lehrer für meinen Vater, ich hatte in Sachsen bei meinem Onkel darin gearbeitet. Ich ging nach der Schule in die Läden damit handeln. Bloß die Mode war vorbei, und ich brachte wenig Geld nach Hause. Wir fabrizierten dann Tintenwischer. Allerlei kleine Tierchen, aus Stoffresten

geschnitten und ausgestopft, wurden auf Tuchfleckle befestigt, und die Tuchfleckle dienten zum Abwischen der Schreibfedern. Ohne vorzuzeichnen schnitt meine Mutter die Tierchen mit der Schere aus, es waren kleine Kunstwerke – nu jaa, wir warn ebn aus Sachsen!



Die Bewohner im Hause lernte ich alle gut kennen. Aus'm Vorderhaus, aus'm Seitenflügel und aus'm Quergebäude. Die hatten immer wat für mich zu tun. Da war der Kellner-Fränze, der meist in seiner Kneipe schlief, die Nachtbetrieb hatte. Seine Frau Clara ging schon in der Dämmerung auf die Straße – die

Brüste hochgeschnürt, den kleinen Hut ins Gesicht gedrückt, um die Hüfte eine hohe Tournüre. Ich musste ihr schwachsinniges Kind bewachen – bei einem Teller dampfender Bratkartoffeln und einem Haufen gelbgehefteter Schundromane. Und wenn Frau Clara kein Geld hatte, wenn's regnete und nichts zu verdienen war auf der Straße, dann musste ich zu ihrem Mann nach Geld laufen. Oft hatte er selbst nichts und gab mir seinen Frack zum Versetzen.

Für unsre Hauswirtin in der Krautstraße, 'ne Schlächtersfrau, habe ich die Briefe, die Anmeldungen und so geschrieben; sie konnte das nich. Dafür kriegte ich jedesmal 'n Stück Wurscht; sie zahlte regelmäßig mit Wurscht. Ich hatte manchmal so ville, dass ich in der Schule davon abgeben konnte. Bald hatte ick den Namen Wurscht-Zill weg. Ja, »Zill« hieß ick. Erst in meiner Militärzeit erfuhr ich, det ick Zille heiße – so lange kannte ich mich bloß als Heinrich Zill. Det hing mit der Anjelegenheit meines Vaters zusammen, und damit wir in Berlin nich gleich Verdruss haben sollten, hatte mein Vater bei unserer Übersiedlung das »e« hinten stillschweigend abgehängt. Er hat mir dann darüber Auskunft jegeben, und ick habe ihn schleunigst veranlasst, die Sache ooch vor der Polizei richtigzustellen. Das war sehr langwierig, denn et wurde nu nachjeforscht, ob nich irgendwo uneheliche Kinder aus der Zill-Zeit wären. Im Fall eener Erbschaft hätten die sonst können überjangen werden. Aber et waren keene da – zu erben ja ooch nischt.



„Det mit den Lungenzug beste
fein raus, warste aber ooch schon
mal richtig besoffen?“

Mit zehn Jahren machte ich Stadtführer. Wir zeigten Fremden die alte Stadt mit Schloss, Rathaus, Kirchen, Unter den Linden – hier war am Pariser Platz ein berühmter Budikerkeller –, die alten Gassen, nicht zu vergessen, den Krögel; und waren die Reisenden nur Männer, dann auch die verrufene Königsmauer. Gute Gastwirtschaften, abenteuerliche Schnapsspielunken aus der Berliner Verbrecherromantik: je nachdem, wie die Leute Zeit und Wünsche hatten, stellten wir uns ein. Die Berliner Weißbierkneipen standen bei den Herrschaften hoch im Kurs – und bei mir

ooch. Wenn sie nicht von selbst wollten, sagte ich eben, dass sie das doch kennengelernt haben müssten. Dann führte ich sie zum Landré in der Stralauer Straße. Das Weißbier war den Fremden aber meist zu sauer. Dann habe ich's ausgetrunken!

Vorm Wallner-Theater im Friedrichshain, wo sie Schwänke und Possen spielten, habe ich Programmhefte verkauft. Eines Tages meinten ein Herr und eine Dame, der kleene Verkäufer müsse das Stück auch kennen, das da auf seinen Zetteln angepriesen wurde. Sie nahmen mich mit in die Loge. Ausgerutscht bin ich auf dem glatten Parkett nicht – ich war barfuß. Aber so richtig beeindruckt hat mich das Stück, »Die Mottenburger« von David Kalisch, ooch nich. Ein anderes Theater jefiel mir besser: In den großen Tanzsälen und Bierlokalen um den Schlesischen und Ostbahnhof waren zur Winterzeit Puppentheater; sie wanderten, alle Gassen kamen mal ran. Nicht bloß Kinder, auch Erwachsene waren Zuhörer. Der »Direktor Richter« war stadtbekannt, ein großer Humorist und jedes Jahr von Alt und Jung mit Freuden erwartet. Er starb 1870, und wir sangen: »Wer ist tot? Wer ist tot? Der Puppenspieler Richter. Schad um ihn, schad um ihn, er war ein großer Dichter!«